

Nr. 141. Bromberg, den 17. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Ein bedeutsames Kapitel, in dem Herr N. M. Duporc vom Geheimdienst den Zug verpaßt, die Aktien der „Internationalen Bank“ für einen Pappenstiel an der Amsterdamer Börse zu haben sind und Jaapje Eekhorn Damenbesuch im Wohnschiff empfängt.

„Was mag das gewesen sein?“ überlegte der Kommissar. Wenn der Kellner des ersten Dordrechter Hotels sich nicht irrte und nicht einfach Klatsch machte, weil er mit dem Trinkgeld unzufrieden war — wenn in der Tat hier Gäste gewohnt hatten, die nicht frühstückten, weil er sich in dem Speisesaal aufhielt, so mußte man doch wohl annehmen, daß diese Gäste irgendeinen Grund hatten, sich nicht sehen zu lassen.

Man konnte ja glauben, daß es vielleicht Paare waren, die sich auf legitimer oder illegitimer Hochzeitsreise befanden — solche Menschen aber pflegten doch nicht gerade vor sechs Uhr früh aufzustehen, und weder einem Engländer noch einem Franzosen wäre es überdies eingefallen, den Speisesaal zu meiden, weil ein unbekannter holländischer Polizeibeamter darin saß.

Duporc stellte sich an wie ein geschwätziger Spießbürger und versuchte, den Kellner etwas auszuhorchen. Es wäre bestimmt der alte Herr Macdonald gewesen, sagte der, ein Mann mit silberweißem Haar, und ebenso bestimmt wäre der kleine Franzose dabei gewesen, der gestern abend noch eine Flasche Rotwein getrunken hatte, während seine Frau sich schon sehr früh mit einer Wärmflasche ins Bett gelegt hätte.

Der Engländer hätte gesagt: „Da sitzt der verfluchte Kerl, der heute nacht gegen unsere Türe gedonnert hat!“ Der Franzose hätte nur vor sich hingepfiffen und wäre, nachdem er bezahlt hatte, nochmal in sein Zimmer zurück und dann zum Bahnhof gegangen.

„Und die Damen?“ fragte Duporc und sah auf seine Uhr — viel Zeit hatte er nicht mehr.

„Die habe ich gar nicht mehr zu sehen bekommen“, antwortete der Kellner. „Viel war ja auch wohl nicht an ihnen dran; aber man kann ja nicht jeden Menschen nach seinem Trauschein fragen . . . Ist so eine Geschichte nicht ganz richtig, dann machen die Damen meistens, daß sie wegkommen, während man alle Hände voll zu tun hat. Und das haben die ja nun auch glänzend besorgt. Man könnte ja glauben, daß sie lieber in aller Ruhe im Speisewagen frühstücken wollten; aber das ist auch wieder nicht gut möglich, weil erst der Zug um ½10 Uhr einen Speisewagen hat . . .“

„Ja, ja . . .“, nickte Herr Duporc, verzehrte in aller Ruhe sein Ei, schien aber dabei doch sehr interessiert zuzuhören.

Von Rotterdam aus hatte sein Dordrechter Kollege sowohl das Signalement des Jan Kikker in der Mordsache Artur Rondeel, wie auch das des Jan Tulp wegen der Diebstahlsaffäre der Witwe Menzel Polack weitergegeben. Die Flucht zu Schiffe nach England oder Amerika war also ausgeschlossen.

Wenn er den Zug 6 Uhr 24 Minuten nahm, so mußte er um ½9 Uhr in Roosendaal eintreffen — noch früh genug, um den angehaltenen Schlafwagen näher zu untersuchen und dann selber in Essen das Paßbüro zu revidieren. Ein guter Kriminalist läßt sich nicht durch Nebenumstände ablenken und muß sich vor allem davor hüten, überall Gespenster zu sehen.

Er war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, welcher Spur er zu folgen hatte. Er bezahlte seine Rechnung, ließ für Frau Menzel Polack einen Brief zurück, in dem er ihr den Rat gab, sogleich nach ihrer Ankunft in Amsterdam auf dem Polizeipräsidium eine detaillierte Beschreibung aller gestohlenen Gegenstände zu hinterlegen, zog sich seinen Überzieher an und war schon an der Tür, als ihm einfiel, daß er eine grenzenlose Dummheit gemacht hatte.

So etwas konnte einem auch nur passieren, wenn man zu wenig geschlafen hatte und sich in aller Hast anzog!

Er hatte seinen Browning unter dem Kopfkissen vergessen! Vor ein paar Jahren war ihm das gleiche schon einmal widerfahren. Damals hatte er es zu spät bemerkt; heute konnte er's noch rechtzeitig wieder gutmachen!

Droben angelangt, warf er einen Blick in das Zimmer, in dem die Aimards geschlafen hatten. Die Türe stand halb offen. Er würde ruhig vorbeigegangen sein, wenn seine Aufmerksamkeit nicht durch eine Kleinigkeit gefesselt worden wäre: sie hatten das elektrische Licht brennen lassen. Auf der Marmorplatte des Waschtisches lag eine Anzahl goldener Zigarettenmundstücke in Reih und Glied, gleich als hätte der Raucher sie mit aller Genauigkeit nochmals nachzählen wollen.

„Wo habe ich das doch schon einmal gesehen?“ überlegte Nathan Marius Duporc, während er in sein eigenes Zimmer eilte, und es ließ ihm keine Ruhe, daß er sich nicht gleich erinnern konnte, wo er noch solche Serie von Zigarettenmundstücken gefunden hatte.

Rasch steckte er den Dienstrevolver in die hintere Rocktasche.

Als er nun wiederum an dem anderen Zimmer vorüberging, blieb er noch einmal stehen. Im Spiegel sah er die beiden Betten des französischen Ehepaares und bemerkte, daß sie nicht — oder kaum — berührt waren. Die beiden mußten also auf den Bettdecken gelegen haben, vermutlich ganz angezogen. Nur die Kopfkissen waren ein wenig eingedrückt. Und auf der Marmorplatte des einen Nachttischchens lag wiederum eine Reihe goldener Mundstücke mit denselben regelmäßigen Zwischenräumen! Das Zimmer war noch voll süßlichen Tabakgeruches. Und unter dem Bett — es grenzte beinahe ans Unglaubliche! — gewahrte er ein Wunder: einen vergessenen Damenschuh!

„Was für verdächtige Individuen habe ich da heute nacht als Nachbarn gehabt?“ dachte der Kriminalkommissar. „Aber ich habe wichtigere Dinge im Kopf — meinetwegen mögen sie . . .“

Aber da war es ihm plötzlich, als gäbe es in seinen Gedanken Kurzschluß. Er hielt den Atem an, sein Herz klopfte fast hörbar, was bei einem Manne, der an Überraschungen gewöhnt ist, keine Kleinigkeit bedeutet. Darauf schnaufte er gewaltig, schob in das von den Nachbarn verlassene Zimmer, schloß die Tür, legte den Messingriegel vor und ließ die sämtlichen Zigarettenenden in seiner Zigarrentasche verschwinden.

Ohne Zweifel, jetzt war er auf der richtigen Spur!

Als er gestern gegen Abend seinen Kopf in das Zimmer auf dem Wohnschiff von Jaapje Eekhorn gesteckt hatte, war ihm auf dem eisernen Rand des Bettes dieselbe Ansammlung sorgfältig geordneter Zigarettenmundstücke aufgefallen! Zweifellos mußte das eine besondere Angewohnheit des gerissenen kleinen Kerls sein, der auf der Rustenburch hauste.

Ein Gedanke reihte sich an den anderen, bis es ihm ganz klar geworden war, daß Jan Tulp mit seinem Kumpan auf Reisen gegangen, daß Jaapje seinerseits dem Freunde mit den hellen Gamaschen gefolgt war, daß sie sich im Zuge getroffen hatten, und daß er, Nathan Marius Duporc, von dem Scheusal mit der Hornbrille anhaltend beobachtet worden war. Große Coups unternahmen die beiden stets gemeinsam.

Jetzt begann der Beamte das ganze Zimmer abzusuchen. Er kroch auf Händen und Füßen unter die Betten. Jedes der Kopfkissen besah er sich einzeln unter dem Licht der Lampe; allein er fand nichts Verdächtiges. Wenn es wirklich Jaapje gewesen war, so konnte er keinesfalls auf verliebte Abenteuer ausgewesen sein; denn er hatte unten erst ganz allein eine Flasche Rotwein getrunken, und die Frau hatte eine Wärmeflasche mit heraufgenommen und sich zu Bett gelegt. Auf einer fingierten Hochzeitsreise pflegt man sich anders zu benehmen. Wo war die Wärmeflasche geblieben? Sie stand neben dem Nachttischchen — ohne einen Tropfen Wasser! Duporc fluchte leise. Dann öffnete er das Fenster. Das ging auf die Straßenseite hinaus, und das Glasdach einer Veranda zog sich sowohl an dem Zimmer entlang, das er selber gehabt hatte, wie an dem des englischen Ehepaares. Nathan Marius Duporc kletterte vorsichtig auf das Fensterbrett; er wettete tausend gegen eins, daß diese gerissenen Schurken das Leitungswasser so anhaltend hatten laufen lassen, um geräuschvollere Unternehmungen, die sonst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben würden, zu verschleiern. Kein Zweifel! Die beiden waren über das Glasdach auf Abenteuer ausgegangen. Auf dem Fensterbrett waren noch feuchte Fußspuren und schlammige Sohlenabdrücke, und die gleichen feuchten Fußspuren gewahrte er beim Licht der Taschenlaterne auf dem Dache der Veranda mit solcher Schärfe und Deutlichkeit, daß er als erfahrener Fachmann, der solche Untersuchungen schon hundertmal gemacht hatte, keine Sekunde mehr zweifeln konnte.

Jeden Fußabdruck sorgfältig umgehend, verfolgte Duporc seinen Weg — den Gedanken an die sofortige Abfahrt hatte er aufgegeben. Da waren zwei verschiedene Eindrücke: ein kleinerer Fuß und ein größerer; beide rührten aber zweifellos von Männern her. Der in der Eile vergessene Frauen-Halbschuh paßte nirgends hinein, und außerdem war er noch so funkelnagelneu, daß es schien, als ob die feine Sohle und der zierliche Absatz auf dem schmutzigen Wege vom Bahnhof bis ins Hotel zum erstenmal den Boden berührt hätten.

„Hm!" sagte Duporc lächelnd vor sich hin, dieweil er vorsichtig auf dem Glasdach herumstieg. „Mein Freund Jaapje Eekhorn hat zweifellos die Salonrolle des weintrinkenden Franzosen gespielt, während mein Freund Jan Tulp, der in allen modernen Sprachen so vortrefflich bewandert ist, die Partie der übermüdeten Französin übernommen hat. Herr „Aimard" hat mich am Frühstückstisch sitzen sehen und ist dann hinaufgegangen, um die gnädige Frau, die — wie alle Frauen — im letzten Moment etwas vergessen hatte, zu warnen. Das konnte natürlich nur einem Manne passieren, daß er einen Schuh, den er nicht zu tragen pflegt, unter dem Bett stehen läßt! Bleibt noch die Frage, wie sie zu einem Damenkostüm gekommen sind, und was sie heute nacht hier vorgenommen haben. Bleibt ferner die Frage, warum sie in Dordrecht ausgestiegen, und in welche der Affären im Zuge sie verwickelt sind."

Wieder kroch er nun auf allen Vieren, um nicht von Vorübergehenden gesehen zu werden, der Spur weiter nach. Die Schritte hatten das Fenster seines Zimmers, in dem er noch rauchend gesessen und Licht gebrannt hatte, in weitem Bogen umgangen, und dieser Bogen führte dann zu dem auf der anderen Seite gelegenen Zimmer, in dem die Engländer gewohnt hatten. Auch dort brannte das Licht noch. Man konnte durch einen Spalt der Vorhänge hineinschauen. Die Betten waren in Unordnung. Anscheinend hatte man also darin geschlafen. Die Reste des Abendessens, das die beiden im Zimmer verzehrt hatten, standen unter der Lampe auf dem Tisch. Und wiederum machte Nathan Marius Duporc, während die Lokomotive zum letzten Male pfiff und der Zug nach Rosendaal sich in Bewegung setzte, eine verblüffende Entdeckung — der Verschlußriegel des einen offen stehenden Fensterflügels war zerbrochen. Als er seine kräftigen Finger um das Holz legte, gab der Flügel nach — und auch dort auf dem Fensterbrett, innen und außen entdeckte er im Licht seiner Taschenlaterne die gleichen schlammigen Spuren der gleichen Männerfüße. „Sie sind hier in das Zimmer der Macdonalds hineingeklettert!" Das war der erste Gedanke des Kriminalkommissars; bei Nacht waren sie hier zusammen: so schloß sich der zweite daran.

Über einen vor dem Fenster stehenden Stuhl kletterte er in das rechts von dem seinen liegende Zimmer hinein zog das Fenster hinter sich zu — und nun überkam ihn einen kurzen Augenblick lang das Gefühl, als sei er nicht ganz klar im Kopfe — als leide er an Halluzinationen! In diesem Raum hing der gleiche süßlich-durchdringende Geruch von Zigarren und Zigaretten, und auf dem Rande eines der Teller wiederholte sich die typische Anordnung der vergoldeten Mundstücke, wie er sie soeben erst in dem linksgelegenen Zimmer beobachtet hatte!

Dann waren sie also auf längeren Besuch hier gewesen! Wäre ja noch ein Zweifel möglich gewesen, so mußten die herum gestreute Asche neben den vier Stühlen und der Whiskyduft, der aus vier Gläsern aufstieg, entscheidend sein. Vermutlich hatte der Kellner nur zwei Likörgläser heraufgebracht, denn sie hatten auch die Wassergläser vom Waschtisch mit in Gebrauch genommen. Es standen ein paar leere Sodaflaschen zwischen den Tellern, die noch Spuren von verzehrten Eiern aufwiesen. Aber sie schienen auch reinen Whisky getrunken und auch selber noch Vorrat bei sich gehabt zu haben; denn in einer Zimmerecke lag neben dem Stiefelzieher eine leere Whiskyflasche. „Da hört aber doch alles auf", dachte der Kommissar ziemlich deprimiert. Wie hatten diese Menschen, die er am Ausgang des Bahnhofs flüchtig gesehen hatte, einander kennen gelernt? War hier irgendein Zusammenhang mit dem im Zuge verübten Mord? Lohnte es sich überhaupt, darüber nachzudenken?

Mit der Ausdauer eines Spürhundes durchsuchte er das Zimmer. Jetzt fiel es ihm auf, daß auch hier niemand geschlafen hatte. Die Unordnung der Betten, die er vom Fenster aus beobachtet zu haben glaubte, erwies sich als eine optische Täuschung. Zwar waren die Steppdecken und die Deckbetten zusammengeknüllt und auf einen Haufen geworfen, allein die Laken zeigten keine Spur einer Benutzung und waren zweifellos unberührt. Der Teppich, den er auch gründlich bei Licht besah, wies nur Flecke von festgetretener Asche auf und war in der Nähe des Waschtisches etwas feucht vom Wasser.

Auf dem Waschtisch selbst lagen Korkstückchen von der Whiskyflasche, deren Pfropfen vermutlich mit einer Schere herausgeholt worden war. Und eben solche Stückchen Kork verstopften das Abflußrohr und hielten eine Strähne weißen Haares zurück.

Mit seinem Federmesser machte der Beamte die kleine kupferne Abflußöffnung frei und steckte den neuen feuchten Fund in eine Streichholzschachtel.

Nur zwei Personen hatten am Tisch gegessen — nur neben zwei Tellern lagen Krümel; vier aber hatten getrunken.

Duporc warf jetzt noch einen Blick unter die Serviette, die der Kellner vom Servierbrett genommen und über die Tischdecke gebreitet hatte. Da lag ein gebrauchtes Gilettemesserchen, das wohl übersehen worden war, und ein zerknülltes buntfarbenes Stückchen Papier, das der Detektiv angespannt unter der Lampe betrachtete. Sein Fund schien ihn dermaßen zu interessieren, daß er ein Klopfen an der Zimmertür nicht hörte und von dem Kellner, der ihn unten bedient hatte, nun überrascht wurde.

„Der Zug ist schon fort", sagte der Mann und guckte den Gast, der sich hierher verlaufen hatte, mißtrauisch an. „Ich hatte Sie hinaufgehen sehen und begriff gar nicht . . ."

„Ich hatte etwas vergessen", antwortete Nathan Marius ruhig.

„Sie haben doch aber nicht hier gewohnt? Was wollen Sie denn in diesem Zimmer?"

„Jemanden suchen", antwortete der Beamte lächelnd mit der Ruhe eines Menschen, der ein gutes Gewissen hat.

„Das mag schon sein", sagte der Kellner; „aber Gäste, die bereits bezahlt haben, pflegen doch nicht in Zimmern herumzuschnüffeln, die sie gar nicht bewohnt haben. In den Appartements, wo die Franzosen schliefen, scheint auch nicht alles in Ordnung zu sein. Dort brennt Licht, und die Türe ist von innen verriegelt, und dabei ist doch niemand mehr drin."

„Daran bin ich schuld", sagte Duporc, „ich werde das sofort wieder gutmachen." Damit drückte er ihm mit liebenswürdigster Miene ein paar Geldscheine in die Hand.

„Und nun, junger Mann, beantworten Sie mir schnell ein paar Fragen, die ich an Sie richten werde. Ich gehöre zum Sicherheitsdienst. Hier ist meine Ausweismarke. Jetzt werden Sie wohl schon eher begreifen, warum einige Ihrer Gäste ohne Frühstück abgereist sind, als sie mein edles Haupt sahen . . ."

„Wenn Sie nur unser Hotel nicht in Verruf bringen . . .", wagte der Kellner schüchtern einzuwerfen.

„Im Gegenteil, Freundchen! Das werden Sie schon noch sehen. Also wer übernachtete in diesem Zimmer?"

(Fortsetzung folgt.)

Abendlied.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Clemens Brentano.

Sprechen wir vom Wetter.

Von **Gustav W. Eberlein** (Rom).

Rom, im Juli.

Wissen Sie, wie das ist, wenn jeden lieben Morgen die Sonne ins Schlafzimmer scheint? Wenn man niemals einen Regenschirm braucht, für den Ausflug so sicher mit schönem Wetter rechnen darf, daß man überhaupt nicht davon spricht, Tag für Tag mit der weißen Flanellhose ausgehen kann? Wenn der offene Wagen eine Selbstverständlichkeit ist, die Theateraufführung im Freien, der gestirnte Himmel über dem Zuschauerraum der Oper?

Wissen Sie, wie das ist, wenn man dann von nichts anderem hört und liest, als von dem ewigen Sudelwetter droben, von kalten Zimmern und nassen Füßen? Von Katarrh und Rheumatismus und Mißmutigkeit? Wenn die deutschen Wetterberichte von Tiefdruck und Niederschlagsmengen und geradezu börsenmäßigem Temperatursturz widerhallen? Wenn die Zeitungen erzählen, wie sich Chamberlin im Nebel verirrt hat, wie in Genf unfreundliche Stimmung herrschte, wie das Radrennen in strömendem Regen begann und der Fußballmatch in Pfützen endete? Wenn uns die illustrierten Blätter Hindenburg im Mantel zeigen, wissen Sie, wie das ist?

Nein, das wissen Sie nicht. Doch, sagen Sie, o doch!? Sie können sich das gut vorstellen? Unsere Selbstzufriedenheit, unsere himmelprotzige Wohligkeit, unsere — Schadenfreude? Sie seufzen: Ach, die Glücklichen dort unten! Ja, wer das auch so haben könnte, diesen ewigblauen Himmel, die römische Sonne, die klassische Heiterkeit Italiens! Und Sie nehmen sich vor, das nächste Mal aber ganz bestimmt Ihren Urlaub in Venedig, nein, in Florenz, ach was, in Capri, in Sorrent, in Palermo zu verbringen.

Sie schwärmen und Sie haben Recht. Wir wollen alles, was Sie sich unter dem goldenen Blau Italiens vorstellen, gelten lassen — für zwei Monate, für Mai und Juni. In dieser Zeit, das muß ich gestehen, haben wir das Paradies auf Erden. Es genügt, auf den Einleitungssatz zu verweisen und sich darauf zu beschränken, um nicht lyrisch zu werden. In dieser Hohezeit des Sonnenjahres möchte man den Süden umarmen. . . .

Aber nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von regenlosen Tagen. Um Johannis herum fängt man an, der übergroßen Schönheit müde zu werden. Was ist eine schöne Frau, die immer lacht? Man ertappt sich dabei, wie man die Persianen schließt, um es etwas weniger lichtlaut zu haben. Aufdringlich, diese Sonne! Klebrig. Und diese Hitze! Und keine Aussicht auf Regen! Sieh nur diesen Himmel an, so etwas Fades, blau, blau, nichts als blau. Langweilig, zum Sterben langweilig. Wissen Sie, wie das ist, wenn jeden Tag, den Gott gibt, Straßen und Häuser mit demselben Gelb angestrichen sind? Wenn kein Grashalm mehr grünen mag, Gärten und Felder zu braunen Öden verschmachten? Können Sie sich vorstellen, was das heißt, keinen Wald zu haben? Keinen Wasserlauf, wo man ohne Lebensgefahr paddeln oder baden kann? Wissen Sie, was das ist, die Sehnsucht nach einem frischen Wiesengrund?

Nein, das wissen Sie nicht. Von unserer Unzufriedenheit, unserer sonnenverleideten Unbehaglichkeit können Sie sich keinen Begriff machen, am wenigsten davon, wie wir Sie beneiden! Beneiden, beneiden um alles das, was Sie im Überfluß haben. Um die schattigen Wälder, um den Spaziergang im Grünen, vor allem aber um den Regen. Es gibt nichts Herrlicheres, als den Regen, er ist das Wunder des Himmels, das wahrhaft göttliche Geschenk. Ach, ihr so reich Beschenkten!

Da war einmal die Königin von Griechenland im Sommer in Deutschland, in einem Park, als ein Gewitter heraufzog. Und ihre besorgte Umgebung machte sie darauf aufmerksam und bat sie ins Haus. Aber die Königin schüttelte unwillig den Kopf, man solle ihr die Andacht nicht stören. Andacht, das ist das richtige Wort, so schauen wir zu dem erhabenen Rauschen auf, lassen es andächtig über uns herabbrausen und sind bis ins Innerste beglückt über die frische Luft, die kühl umarmende. **Dort, wo wir nicht sind, dort ist das Paradies.**

Jtzt ist es Juli, und ihr seid im Paradies. Ihr seid es noch im August und im September. Schwärmt ihr in einer verregneten Sommerfrische von unserem ewigblauen Himmel, wir, wir schwärmen vom kühlen Wiesengrund.

Der Korporal von Leuthen.

Historische Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Dumpf und rollend wurden die Trommeln geschlagen; kein Scherzwort flog durch die Reihen der fridericianischen Soldaten. Der Kapitän an der Spitze schritt stumm und verbissen einher. Er kam von dem Gedanken nicht los, daß sich im ersten Bataillon der Garde des großen Königs ein Deserteur befunden. Teufel und Hölle! Bei Roßbach und Leuthen, bei Liegnitz und Torgau hatte man gekämpft, und heute der Schimpf, der dadurch noch schlimmer wurde, daß sich ein Kamerad der eigenen Kompanie gefunden, der den Fahnenflüchtigen um der Geldprämie willen verraten. Der eigne Bruder war es gewesen.

Dumpf und rollend klang der Trommelwirbel. Im Viereck trat das Bataillon an. Lichtrot stieg die Frühsonne über die Heide empor, warf goldfrohe Strahlen über die schwarzen Schollen eines offenen Grabes. Der Regiments-Auditeur trat vor, verlas mit unbewegter, eintöniger Stimme dem Übeltäter das Todesurteil. Doch der gefangene Deserteur schien nichts davon zu vernehmen. Stumm sah er hinaus in die tauperlende Heide, ein mitleidsvoller Blick traf den Bruder, der zum Judas geworden, blaß und zitternd am Flügel des Todespelotons harrte.

Der alte Hauptmann sah nicht auf, grübelnd starrte er zu Boden, dachte an die Stunde, da jener ihn auf seinen Armen aus der Hölle von Prag getragen, ihm die blutenden Wunden verbunden, dachte an den Tag von Leuthen, da jener die Panduren-Fahne aus dichtem Feindknäuel geholt. Korporal war er damals geworden, der König hatte ihn gelobt, und jetzt . . . ein Deserteur, dessen letzte Stunde geschlagen.

Rasselnd wirbelten die Trommeln, überdröhnten das Knarren der Ladestöcke im Rohrlauf. Die Mannschaft des Pelotons trat vor. Der Leutnant meldete: „Fertig!“

Aufgerichtet stand der Verurteilte vor der offenen Grube, die Augenbinde hatte er abgelehnt; ein loderndes Feuer brach aus seinen leuchtstark blauen Augen. Hell tönte seine Stimme: „Seht Kameraden! So stirbt ein Preußenkorporal, wenn König Friedrich es befiehlt!“ Doch der alte Hauptmann hob den Degen nicht. Bleiern erschien ihm der Arm, der jenem den Tod bringen mußte, zugeschnürt der Hals, der das vernichtende Kommando nicht hervorbrachte.

Das Rollen der Trommeln verstummte. Eine atemlose Stille schwoll schwül und drückend empor, krallte sich in die Herzen. Ein Schrei ertönte . . . markerschütternd . . . zerwühlt von Jammer. Des Verurteilten Bruder warf die Waffe weg, umschlang des Hauptmanns Knie: „Erbarmt Euch, Herr! Er ist kein Deserteur, wie ich kein Judas bin!“

Doch mit dem Fuße schob der alte Kapitän den Verräter von sich. Er glaubte ihm nicht, empfand Abscheu und Ekel gegen den, der sein eigen Blut um Goldes willen verraten . . .

Und noch immer diese stumme, schier atemlose Schwüle. Weit vornübergebeugt steht der Hauptmann. Er, der im Kugelsturm bei Prag und Leuthen nimmer gezaudert, die Seinen in den Tod zu führen, er zögert jetzt bei diesem einen!

Vom Kiefernrand weit fern nähert sich eine Kavalkade, in jähem Jagen scheint sie heranzupreschen. Allen voran ... Einer . . . auf weißem Pferde . . . königlich in Wuchs und Haltung . . . er ist es . . . Fridericus, der Unbezwingbare!

Stumm steht die Kompanie . . . von weit herüber, da auf märkischer Heide noch andre Truppen Waffenhandwerk üben, gellt verschwommen ein Trompetenruf.

Der König ist heran. Streng glüht sein Feuerblick. Der Hauptmann tritt hervor und meldet: „Die erste Kompanie Garde, zwei Offiziere mit 85 Mann zur Exekution zur Stelle.“

Der König hört's. Ein strenger Zug durchfaltet seine Stirn, der kein Erbarmen kennt und kein Verzeihen. Schon will der Hauptmann seinen Degen heben, als jener, der den raschen Tod erwartet, mit heller Stimme ruft: „Gebt Feuer, Kameraden! Der Korporal von Leuthen fürchtet Kugeln nimmer! Und unser König liebt das Warten nicht!“

Ein Wink, Held Friedrich reitet ins Karree, fragt drohend, hart: „Was willst denn du?“

„Den Tod erbitt' ich, Euer Majestät!“

„Du bist der Korporal von Leuthen?“ fragte der König weiter: „Derselbe, der die Trenkische Fahne stürmte?“

„Derselbe, Euer Majestät!"
„Und bittest nimmer um Pardon?"
Da richtet sich der Verurteilte auf: „Mit nichten, Euer Majestät! Was wird aus Euren tapferen Truppen, wenn Ihr die Lumpendeserteurs mit Pardonnieren lobet? Der Teufel auch, das wäre üble Art, wenn nicht ein Peloton sie übern Haufen knallte. Da würd' ein jeder desertieren!"
In das hartgefurchte Gesicht des Königs tritt Staunen: „Er scheint ein braver Bursch! Auch wenn er sterben muß! Hat er denn keine Mutter, die den Sohn beweint?"
Stumm steht der Korporal, sieht auf den Bruder. Dann preßt er hart hervor: „Die Mutter lebt! Doch damit sie lebt, sterb' ich als Deserteur!"
Der König will weiterfragen, doch der Verurteilte starrt düster zu Boden, scheint nichts zu hören. Eine Schmach erscheint ihm Mitleid, ein Frevel an preußischer Ehre. Er will den Tod erleiden, er ist Korporal, hat stets die Deserteurs gehaßt. Und nun er selber ihr Gnosse, gilt ihm der Tod als Pflicht.
Doch König Friedrich hat den blassen Burschen drüben im Karree erspäht, winkt ihn heran. Von ihm erfährt er, was der Delinquent verschweigt; daß beider Mutter um weniger Taler willen Not gelitten, um sie zu retten, ward der Korporal von Leuthen ein Deserteur; denn 15 Taler gibt's für den, der einen Flüchtigen zu Straf' und Urteil seiner Truppe bringt, und 15 Taler sind's, die einer alten Frau verlor'ne Heimat retten. Da floh der eine Bruder von der Truppe, der andere ward zum Judas. —
Dröhnend rollten die Trommeln, als das Bataillon nach Potsdam zurückkehrte. Neben seinem Hauptmann schritt der begnadigte Deserteur . . . ein Lachen des Glücks in den blauen Augen; und ein Singen und Lachen war auch in der ganzen ersten Kompanie des ersten Bataillons Garde König Friedrichs.
Als die Trommler und Querpfeifer just am Schloß mit des alten Fritzen Lieblingsmarsch einsetzten, bellten drüben in Sanssouci die Windhunde. Doch Friedrich wies sie zur Ruhe, schrieb mit großen Zügen unter das Todesurteil des nunmehr Begnadigten:
„Feldwebel wird der Korporal von Leuthen! Der Alten 20 Taler zum Pläsier! Doch weil der Korporal den König selbst und seinen eignen Kapitän so gröblich arg düpieret und fast des Todes bei gestorben, so exerziert er eine Stunde nach!"

Ein Mann — ein Wort.

Historische Skizze von O. Wolfgang-Wien.

Zingarelli, der berühmte Kapellmeister der Peterskirche, war ein fanatischer Gegner Napoleons. Als 1811 anläßlich der Geburt des „Königs von Rom" — Napoleons Sohn — in allen Kirchen ein feierliches Tedeum angeordnet worden war, warteten die Andächtigen in der hellerleuchteten Peterskirche vergeblich auf das Orchester samt dessen Meister. Eine schrecklich peinliche Szene. Einem Vikar, der erregt zum Maestro eilte, um ihn zu bewegen, seiner Pflicht nachzukommen, erklärte Zingarelli rundheraus, er erkenne weder Napoleon als Kaiser noch seinen Sohn als König und Vorgesetzten an.
Natürlich hatte diese Widersetzlichkeit ihre Folgen. Beim Präfekten von Rom erschien plötzlich ein geheimer Bote mit dem Befehl, den bejahrten Komponisten festzunehmen und nach Paris zu schaffen. Der Präfekt, der dem berühmten Meister diese unwürdige Beförderung ersparen wollte, ließ sich dessen Ehrenwort geben, sich persönlich in Paris zu stellen, und ihn auf eigene Gefahr allein reisen.
Der fanatische Maestro fürchtete sich nicht, für seine Tat einzustehen, und freute sich, dem „Tyrannen" seine Meinung sagen zu können. Er reiste wirklich und überlegte sich unterwegs alle Wendungen, die er vorbringen wollte. In Paris angelangt, fand er ein Quartier auf dem Boulevard des Italiens und ließ den Kaiser wissen, er, Zingarelli, sei da und erwarte Napoleon.
Acht Tage verflossen. Anscheinend konnte sich der Kaiser weder bequemen, Zingarelli aufzusuchen noch ihn festnehmen zu lassen. Eines Tages aber erschien ein Abgesandter des Kardinals Fesch — des Onkels Napoleons — der den Meister mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte und ihm tausend Taler brachte, die der Kaiser ihm für die Reisespesen ersetzen wollte.
Hierauf verstrichen wiederum mehr als zwei Monate, und Zingarelli glaubte sich schon vergessen, als er eines Tages durch den gleichen Abgesandten den Befehl erhielt, eine feierliche Messe mit Chören und eine Symphonie zu komponieren.
Eine Messe an und für sich ist ja schön und gut, dachte der Maestro und komponierte das Werk innerhalb einer Woche. Die Messe wurde aufgeführt, und der Komponist erhielt dafür 5000 Franken. — Bald darauf bekam er den Auftrag, fünf Verse aus dem Stabat mater zu vertonen. Die Musik zu einem heiligen Text zu schreiben, ist ja an und für sich ganz schön und gut, dachte der Meister und setzte sich an die Arbeit.
Die Aufführung erfolgte im Palais de l'Elysée unter der Leitung des ewig verschnupften Meisters Crescentini und mit den hervorragendsten Gesangskräften der Kaiserzeit: Lays und Nourrit sen., sowie den Damen Branchu und Armand. — Der Kaiser zeigte sich begeistert.
Fast ein Monat verging dann wieder in Stillschweigen. Zingarelli wurde ungeduldig; er sah ein, daß er keine Gelegenheit bekam, dem Kaiser seine Meinung richtig zu sagen, und meldete dem Kardinal Fesch, er habe Verpflichtungen in Rom, die ihn riefen; wenn es ihm nunmehr gestattet sei, würde er es vorziehen, zurückzureisen.
Ein liebenswürdiges Schreiben des Kardinals beteuerte, der Meister könne morgen, heute, sofort abreisen: Zingarelli ist ein freier Mann — hieß es — wir schätzen uns glücklich, einen solchen Meister in Paris zu haben, das ist wohl richtig, aber Se. Majestät wäre höchst aufgebracht, wenn Herr Zingarelli hierdurch seine eigenen Geschäfte vernachlässigen müßte.
So reiste Zingarelli wieder heim, konnte es sich aber nicht versagen, in der Postkutsche jedem Reisenden, der einstieg, zu versichern: „Und ich ließ dennoch nicht das Tedeum für unseren vorgeblichen König singen!"

Bunte Chronik

* **Geburtenkuriosum in Paris.** Bei der jüngsten Volkszählung in Frankreich hat sich gezeigt, daß die Zahl der weiblichen Nachkommen in den als vornehm bekannten Stadtvierteln von Paris eine außerordentlich hohe ist, während andererseits in den Vororten mit der ärmeren Bevölkerung die Zahl der männlichen Nachkommen überwiegt. Eine wissenschaftliche Begründung dieser durch die Zählung aufgedeckten Tatsache läßt sich noch nicht anführen, doch wird das eigenartige Verhältnis in der Pariser Presse lebhaft erörtert.

*

* **Blauer Dunst.** Wenn man sich in der Türkei eine Schachtel Zigaretten zu 20 Stück kauft, muß man 20 Stück bezahlen, erhält aber nur 19! So will es die türkische Regierung, die nicht etwa ihren Untertanen dadurch das Rauchen abgewöhnen möchte, sondern die beschlossen hat, durch Abgabe von 19 Stück bei voller Bezahlung der 20er Schachtel einen Betrag einzusparen, von dem, wenn er groß genug ist, die noch nicht bestehende türkische Luftflotte erbaut werden soll. Eine ganz sinnige Einrichtung, denn sowohl Zigaretten als auch Flugzeuge steigen in die Luft. Allerdings wird die Regierung recht lange warten müssen, bis sie ihre Flotte bauen kann, denn zurzeit kauft kein Mensch mehr 20-Stück-Schachteln, da man Zigaretten ja auch lose in kleineren Mengen bekommen kann.

*

* **Kein Preisunterschied bei Luft- und Autofahrt.** In Brooklands ist eine Flugzeug-Garage eröffnet worden. Zweisitzer-Flugzeuge können für einen Preis von 4 engl. Pfund für die Stunde gemietet werden. Da das Flugzeug in der Stunde 75 bis 80 englische Meilen zurücklegt, würde der Meilenpreis 1 Schilling betragen und somit dem Preis einer Autofahrt entsprechen.

*

* **Kostbare Schnupftabaksdosen.** Liebhaberpreise erzielte man auf einer Versteigerung von Schnupftabakdosen in England. Die alten Raritäten stammten aus der Sammlung eines Kenners, dessen Erben den kostbaren Schatz zu Geld machten. Eine der Schnupftabakdosen, die dem Anfang des 18. Jahrhunderts angehört, brachte 4700 Mark. Der Gesamterlös aus dieser sonderbaren Auktion betrug 67 340 Mark.

*

* **Himmelsgerste.** In älteren Büchern findet man oft Berichte, daß es an verschiedenen Orten Getreide vom Himmel geregnet hätte. Solche Erscheinungen haben nun tatsächlich schon öfters stattgefunden, aber es handelte sich bei dieser „Himmelsgerste", wie sie im Volksmund hieß, keineswegs um wirkliches Getreide, sondern vielmehr um die in den Laubblattachseln des bekannten Scharbockskrautes (ficaria verna) sitzenden kleinen Knöllchen, die sog. Brutknospen, aus denen, wenn die Mutterpflanze abstirbt, neue Pflanzen hervorgehen. Wenn nun der Wind diese Knöllchen, die Weizenkörnern wirklich nicht unähnlich sind, verwehte und sie dann manchmal in großen Mengen den Boden bedeckten, konnte leicht der Glaube an einen „Getreideregen" entstehen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.